Joh. Heinrich Tobler von Wolfhalden

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Appenzellische Jahrbücher**

Band (Jahr): **24 (1896)**

Heft 8

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

I. Joh. Heinrich Tobler von Wolfhalden.

Im ersten Bande der appenzellischen Monatsblätter vom Jahre 1825 wird die Aufnahme von Nekrologen folgendermaßen begründet: „Es ist nicht nur Pflicht, daß die Nachkommen mit Dank sich an die Männer erinnern, welche durch Tugend und Geschicklichkeit das Vaterland ehrten, sondern das Andenken an sie kann oft auch noch späte Nachkommen zur Nachemulung anfeuern. Besonders anregend und belehrend sind aber Lebensbeschreibungen von solchen Männern, die durch innere Kraft sich aus der Not retteten, nicht anderen Menschen lästig sein wollten, sondern, auf Gott und ihre Kräfte trauend, die Beschwerlichkeiten des Lebens in Freude zu verwandeln mußten.“ Obwohl nun gerade Landsfährich Joh. Heinrich Tobler diese Bedingungen eines Nekrologes voll und ganz ausfüllte, so erwähnen auffallender Weise die Monatsblätter den verstorbenen und um sein Vaterland verdienten Mann dennoch mit keiner Silbe. Erst die Appenzellischen Jahrbücher vom Jahre 1886 bringen bei Anlaß der Aufzählung von Beamten früherer Zeitabschnitte biographische Notizen über ihn. Um so anerkennungswerter aber ist es, daß die Verhandlungen der appenzellischen gemeinnützigen Gesellschaft vom Jahre 1841 Tobler einen „kurzgefaßten“ Nekrolog widmen mit der Bemerkung, daß bereits ein Auszug von Toblers „Autographie“ nebst seinem Nekrolog, mit Angabe seiner literarischen Arbeiten und seiner Leistungen in verschiedenen Zweigen menschlicher Tätigkeit in Nr. 18—25 der Appenzeller Zeitung 1838 niedergelegt worden sei. Da nun aber diese interessante und schlicht abgefaßte Autobiographie Toblers in der Appenzeller Zeitung nur Wenigen bekannt sein dürfte, so wird es angezeigt sein, unserem Landsfährich das Wort zu geben und ihm zuzuhören, was er uns über sein wechselvolles Leben zu erzählen weiß.

Seine Autobiographie — er selbst nennt sie „Autographie“ — lautet:

„Von christlichen Eltern ehelich erzeugt, wurde ich im Jahre 1777, den 14. Jänner alten Styls, in Trogen an die Welt geboren, jedoch nach dem Gange der Natur 10 Wochen zu früh, weßwegen man die beste Hoffnung zu nähren berechtigt war, ich werde dieselbe auch bald wieder verlassen. Einige Monate wollte es mit mir nicht vorwärts, dann aber auf einmal blühte ich auf, wurde rund und stark und lief schon in der 40. Woche die Stube hin und her. Mein Vater war der damalige Landweibel Jakob Tobler von Wolfhalden, ein Mann, wie mir Viele sagten, von rechtschaffener Denkungsart, groß und schön von Figur und hatte ein gar gutes „Redhaus“ (Sprachorgan). Er starb den 3. März 1779 an einem Lungengeschwür, betrauert von Vielen. Ich kannte ihn nicht, doch erinnerte ich mich immer, daß er in der Reichskammer, wie ein Kind eingewunden, dem Ofen nach auf einem Stuhle lag und meiner Meinung nach schlief.

Meine Mutter, Ursula Tanner, ebenfalls von Wolfhalden, kaufte das Häuschen meines Vaters, der eine Metzge darin angebracht hatte; sie trieb den nämlichen Beruf mit gutem Erfolg fort; aber dennoch ließ sie nicht volle zwei Jahre vorübergehen, so verheiratete sie sich wieder und zwar mit dem damaligen Taubenwirt Matthias Eugster in Speicher, auf Bögelinsegg. Anfangs dieser Veränderung hing der Himmel für mich voller Geigen; nach 3—4 Jahren aber wollte es kein Gutes mehr thun, und man veraffordirte mich meinem Schwager auf ganze 6 Jahre, damit ich bei ihm auch etwas Rechtes lerne, nämlich spulen und weben.

Wie mir bei diesem Handel zu Mute war, das könnte ich Niemandem beschreiben. Zu allem in der Welt hätte ich mich eher geneigt als zu diesem in meinen Augen elenden Berufe. Ein Pfarrer zu werden, lag früh in meinem Sinn und Wunsch; oft predigte ich in unserer großen Wirtsstube den Tischen und Stühlen, bisweilen hinten zum Fenster hinaus.

Von meinem vierten Jahre an zeigte ich auch einen bedeutenden Hang zum Zeichnen.

Meine ganze Erziehung, bis ungefähr im 15. Jahre, war von solcher Art, daß, hätte man einen Auswürfling bilden wollen, man eben diesen und keinen andern Weg einzuschlagen gehabt hätte; denn was ich im Wirtshause zur Taube Kergerliches reden und oft auch singen hörte, das realisirte sich unter meinen Augen in meines Schwagers Hause, wo des Winters an den Sonntagabenden eine Lichtstube ohne Licht statt hatte. Was ein solcher Same in einem jungen, allen Eindrücken offenen Herzen für giftige Wurzeln schlagen mußte, mag ein Jeder sich selbst denken. Die Behandlung von Seite der Hausgenossen (meine Schwester mit Recht ausgenommen) war eben so verkehrt. Statt den fähigen Knaben mit Liebe zu leiten, nahm man zu Streichen, Lug und Trug Zuflucht; ich litt das bitterste Unrecht. Dieses alles machte mich zum widerwärtigsten Menschen, ich haßte die Arbeit und Diejenigen, die mich dazu anhalten wollten, geriet oft in Lügen und Ausreden, fing an, mich selbst für einen verlorenen Menschen zu halten. Bei dem abergläubischen Sinn, der im Hause waltete, glaubte ich mich von Teufeln und Hexen umstrickt, sehnte mich fort und oft heulte ich auf einsamen Wegen laut über mein trauriges Schicksal.

Endlich fiel es meiner Mutter ein, bei meines Vaters Bruder, Herrn Pfarrer Tobler in Rebstein, anzufragen, ob er mich aufnehmen, und etwa ein Mittel werden könnte, mich dem geistlichen Stande zu widmen. Er sagte zu, nahm mich mit Liebe auf und ich war voll Freude über dieses Ereignis. Meine Beschäftigung bestand nun darin, besser lesen, schreiben, rechnen und etwas Latein zu lernen. Es war mir, als ob ich neu auflebte; ich faßte Mut und war Anfangs recht fleißig; aber — als ob mich ein unheilswangeres Gestirn verfolgte — ich fand hier das leibhaftige böse Beispiel in dem Sohne vom Hause. Mein Vogt kam zufällig zu meiner Mutter und fragte,

„wo i sei, was i o mach; er hei khört, i sei z' Rebste uß, ond wel en Pfarrer geh; das wär wol a so a Sach, aber i vermögs nöd ond wär doch besser, i wuor lerna weba u. s. w.“ Meine Mutter überzeugte sich von der Richtigkeit dieser Ansicht und beschloß, zum zweiten Mal, mich weben zu lehren.

Zu diesem Ende suchte man mir einen Platz, 1788 im Sommer, und fand denselben bei B. Schirmer in Trogen. Man dung mich auf ein Jahr und 6 Wochen auf und schickte mich an Ort und Stelle. Weinend kam ich an; ich hoffte auf bessere Tage, aber umsonst; denn noch immer regierte mein Unstern. Mein Meister war im Grund ein guter Mann, aber als Jäger wenig zu Hause, sein Weib ein gutes Weib, aber eine Siebenschläferin und verwahrloste mich im Essen, Trinken und anderem, so daß ich in dem schrecklichen Winter von 1788—1789 die rote Ruhr bekam, die meine Gesundheit auf Jahre hinaus zerstörte. Das Weben lernte ich schnell und gut, jedoch nach Verlauf eines Jahres hielt ich's nicht mehr aus und lief zu meiner Mutter. Diese und mein Stiefvater großten jämmerlich mit mir, der Meister kam und wollte mich zurückholen, ich war aber nicht mehr fortzubringen. Man schickte mich abermals zu meinem Schwager. O ich wäre lieber gelaufen, so weit der Himmel blau war. Man empfing mich kalt und behandelte mich auch so, doch zum Glück dauerte es nicht lange; der Stiefvater erkrankte und starb und meine Mutter nahm nun ihr Söhnchen zu sich.

Die gute Mutter! sie übernahm eine schwere Bürde; denn, dem Himmel sei es geklagt, der Knabe war nun wirklich ein recht verdorbener, unsittlicher Knabe geworden. Unter vielem Kummer und Unzufriedenheit von Seite meiner Mutter, unter wahrer Furcht und Grauen vor der Zukunft meinerseits, gingen uns, anfangs in Speicher und nachher in Trogen wohnend, ein paar traurige Jahre vorüber. Endlich schlug denn doch auch meine bessere Stunde; denn als ich eines Abends in das Haus unseres Nachbars kam und er eben einen schönen, neuen

Stückmodel von St. Gallen brachte, den ich nicht genug bewundern konnte, und bei mir selbst zu denken wagte: Du könntest vielleicht auch so etwas lernen, so schnellte der rauhe Mann mich an und sagte: „Bub! g'fallt's der? Bim Donder, du gibst grad au so en Modelstecher!“ Das Blut stieg mir in's Gesicht, gefaßt war mein Entschluß. Spornstreichs lief ich zu meiner Mutter und sagte: „Mutter, jetzt wäß i, was i lerna will!“ Je was? „Modelstecher!“ Zu meiner wahren Bewunderung leuchtete dieser Vorschlag meiner Mutter ein. Sie wendete sich deshalb unverweilt an Vogt und Vorgesetzte in Wolfthalen, in deren Händen noch etwas Vermögen lag, das mir gehörte, allein die Antwort war: „Man hat den Buben schon ein Handwerk gelehrt; treibe er dasselbe, in Wolfthalen brauchen wir keine Modelstecher, für das hat man kein Geld.“

Diese Antwort ärgerte meine Mutter, sie sagte: „wenn d' Herre auf Wolfthalen kä Geld händ, so han i.“ Sie ging zu ihrem Vogt in Speicher, eröffnete ihm die Sache und sie gefiel ihm und er versprach Hülfe.

Modelstecher Hofmann in Herisau, ein eigentlich gelehrter, gutmütiger, fröhlicher Mann, wurde mein Lehrherr, bei dem ich auf ein Jahr und für 150 fl. Lehrgeld aufgedungen wurde. Im Umgang mit diesem Mann fing sich ein ganz anderes Gefühl in meinem Herzen zu regen an. Er durchblickte mein Innerstes, er erkannte es und führte mich zu Mut und Selbstvertrauen; er gab mir gute Bücher und Lehren, redete mit mir mit Liebe, wie ein Vater, und prophezeite mir, im Gegensatz meines Stiefvaters, für die Zukunft Gutes; kurz, er machte einen ganz anderen Menschen aus mir. Ohngeachtet ich da neben der Modelstecherei Magdsdienste tun mußte, mit Kochen, Waschen, Auskehren, Fegen u. s. w., so verlebte ich hier doch die seligsten Tage des Knabenalters.

Nun kehrte ich gegen das Ende des Jahres 1792 nach Speicher zurück, wo meine Mutter ein kleines Haus bauen ließ,

und fing da meinen Beruf zu treiben an, tat dabei auch Manches zu meiner Erholung. Gesang und Musik wurden meine Hauptvergnügungen, auch versuchte ich mich in poetischen und prosaischen Aufsätzen. Im Jahre 1797 kam die Revolution. Als entschiedener Vaterlandsfreund wollte ich immer mit den Franzosen mich schlagen. Sie sollten, so glaubte ich, nur über unsere Leichen in unser Vaterland eindringen. Mit noch zwölf anderen Jünglingen aus hiesiger Gemeinde stellte ich mich als Freiwilliger zum Ausmarsch. Allein es kam nie zu einem Auszug. Die Konstitution wurde angenommen, der Sturm legte sich; Alles kehrte wie von einem Brandunglück heim, zu seinen Geschäften, und so auch ich. Monate lang hatte ich nicht mehr gearbeitet, der Militärdienst nahm mir alle Zeit weg; bald war ich Gemeiner, bald Offizier, bald Deputirter da oder dort hin, trotz Jugend und Unerfahrenheit.

Als ich wieder fleißiger als je meinen Beruf betrieb und mit demselben etwas Fabrikation verband, kam eines Tages (Juli 1798) plötzlich ein Bote von Gais mit dem Auftrag, hin zu kommen. Hier trug man mir die Stelle eines Sekretärs des Distriktgerichts Teufen an. Ich stuzte, denn nie hatte ich mich für so etwas gemeldet, wohl im Gegentheil mich entschlossen gehabt, mit der neuen Regierung nichts zu thun zu haben, also schlug ich den Antrag aus. Aber auf Zureden erklärte ich mich endlich dahin, eine Probe zu machen. Meine Mutter weinte darüber wie ein Kind, es gereute sie, mir so viele Vorwürfe über mein Lesen und Schreiben gemacht zu haben; sie wurde ganz umgekehrt, lebte von da an noch 17 Monate und starb, 64 Jahre alt, mich segnend in meinen Armen.

Während der Anwesenheit der Oesterreicher 1799 wurde ich der Gegenstand des bittersten Volkshasses; man drohte mir auf verschiedene Weise; man warf mir zweimal die Fenster ein und einmal fiel ein schwerer Stein zu meiner Mutter in's Bette und hart bei ihrem Kopfe nieder. Ich verfiel diesfalls in einen verdrießlichen Prozeß, der aber ohne Folgen erstarb.

Im Jahr 1802, als der Krieg gegen die helvetische Regierung ausbrach, ernannte mich der Landeskriegsrat zu einem Bataillons-Adjutanten. In dieser Eigenschaft zog ich bis nach Bern. Es kam die französische Vermittelung und nach 4 Wochen Abwesenheit zog das Bataillon wieder nach Hause.

Bei meiner Zurückkunft erfuhr ich amtlich, daß mit dem 10. März 1803 die helvetische Verfassung aufhöre. Ich machte mich auf diese Veränderung in aller Hinsicht gefaßt. Als 25jähriger Jüngling, der in einer Umgebung von etlichen 20 Freunden und Freundinnen einige Jahre voll Freude und Heiterkeit, unter Musik, Gesang und andern unschuldigen Vergnügungen durchgelebt hatte, dem es anging, um Kopf und Herz ernster zu werden, fing ich an, mit Heiratsgedanken umzugehen. Ich hatte kaum bei meiner damaligen Hausfrau merken lassen, nach was ich trachte, so wußte sie mir einen passenden Gegenstand zu nennen. Ich hatte auch früher denselben fixirt: es war Ursula Berchemmeyer von Arbon. Just am Fastnachtdienstag war unsere Hochzeit. Kaum war die Kommission für die Einführung unserer alten Verfassung in Tätigkeit, so kamen mehrere Männer zu mir, die mir zuredeten, mich um die Landschreiberstelle zu bewerben. Anfänglich hatte ich eine Art Abneigung dafür. Endlich entschloß ich mich doch, mich zu melden. Ich war der einzige Aspirant und wurde, jedoch mit einem geringen Mehr, erwählt. So ergibt sich aus dem Gesagten klar, daß ich den öffentlichen Geschäften mich zu widmen nie Willens war; daß es aber die Vorsehung dennoch so wollte. Mit schwerem Herzen betrat ich meinen Weg. Das Zutrauen der neu gewählten Oberen war sehr gering, vielmehr schien es, als glaubten sie, eine Schlange im Busen zu nähren, was mir im Anfang meine Geschäfte sehr erschwerte; doch ehe ein Jahr verging, kam's besser und immer besser, endlich so weit, daß man mir nur allzuviel für meine Kräfte zutraute und auftrug.

Als ich etwa 6 Monate in die Geschäfte mich einstudirt hatte, sah ich sehr deutlich ein, daß eine ganz neue, den Zeitforderungen angemessene Kanzlei-Ordnung müsse eingeführt werden. Zu diesem Ende legte ich der Regierung einen Plan vor, der ihren vollen Beifall erhielt. Sie trug mir auf, dieses Geschäft zu besorgen und auch das Landesarchiv in Trogen, welches durch die Zeitumstände in die völligste Unordnung geraten war, wieder herzustellen.

Ich blieb bis zur Landsgemeinde 1816 als Landschreiber in öffentlicher Wirksamkeit. Daß man am Ende meiner Laufbahn zufrieden mit mir schien, das mag die Erhebung zum Regierungsglied beweisen. Es tat mir nur leid, dem großen Zutrauen des Volkes nicht entsprechen und mich fortan den Landesgeschäften widmen zu können. Anno 1817 beehrte ich meine Entlassung als Landsführer und erhielt sie*), und seitdem lebe ich, gottlob, wieder im einfachen und ruhigen Privatstande. Zwar gibt es immer noch Nachwehen; Manche hoffen in Bedrängnissen Rat und Trost bei mir zu finden. Man sollte bisweilen meinen, daß ich noch im Amte stände.

Innert den Jahren 1803—1816 wurden mir 7 Kinder geboren, wovon noch vier, 2 Söhne und 2 Töchter, am Leben sind. (Ein Sohn ist seit der Abfassung dieser Biographie gestorben). Im Herbst 1817 veränderte ich meinen Wohnort und zog von Trogen nach Speicher. In Speicher versuchte ich, eine Mouffeline- und Baumwollen-Appretur zu errichten, aber mit dem schlechtesten Erfolg. Ende besagten Jahres erkrankten meine Frau und drei Kinder und Anfangs des Jahres 1818 auch ich. Die Aerzte gaben mir wenig Hoffnung auf Genesung;

*) Die Ursache seines Entlassungsbegehrens lag, nach einer Beilage, in dem Falle des Zellweger'schen Hauses, an welches er alle seine Fabrikate in Mouffeline abzusetzen pflegte, und in dem starken Waarenabschlag nach der Rückkehr Napoleons von der Insel Elba. Dieses veranlaßte eine Zerrüttung seines Vermögens-Zustandes, aus welcher er sich aber später, vorzüglich durch seine zweite Heirat, wieder zu einigem Wohlstande zu erheben vermochte.

ein schleichendes, zehrendes Fieber hatte sich meiner bemächtigt; ich bestellte mein Haus, im eigentlichsten Sinne des Wortes. Meine Frau fürchtete, Wittwe; ich, Wittwer zu werden. Es geschah das letztere, denn einmal befiel sie eine Brustentzündung und in einigen Tagen war sie, erst 40 Jahre alt, eine Leiche. An ihrem Begräbnistage kam ich nach 3 Monaten zum ersten Mal aus dem Hause; ein paar Mal verging mir auf dem Weg zu ihrem Grabe Hören und Sehen; doch mich stärkte die frische Luft und nach und nach erholte ich mich wieder. Unbeschreiblich waren die mancherlei Prüfungen, die ich durchzumachen hatte, aber auch unbeschreiblich auffallend die Hülfe des Herrn.

Gegen Ende des Jahres 1818 kehrte ich wieder zu meinem ursprünglichen Berufe zurück und habe mich seitdem nicht wieder von demselben getrennt. Im Jahr 1820 wurde ich mit meiner jetzigen Frau A. E. Lindenmann bekannt und gerade wieder am Fastnachtdienstag mit ihr kopulirt; so in der Stille, daß selbst die nächsten Nachbarn wie vom Himmel fielen über diese Neuigkeit. Wir leben gottlob zufrieden mit einander; ein Kind, das wir erzeugten, starb, nachdem es etwas über ein Jahr alt war, und seitdem sind wir ohne Nachkommen in unserer Ehe.

Dieses sind die Hauptmomente meines Lebens. Gott hat mich von den traurigen Folgen einer fehlerhaften Erziehung schon früh wie einen Brand aus dem Feuer errettet. Ein Gleiches geschah später, als ich, durch meinen Bücherhunger verleitet, an den Rand religiösen Verderbens geriet. Ich wurde Zweifler, Naturalist, und war eben im Begriff, noch weiter zu gehen, als eine schwere Heimsuchung mir die Binde von den Augen riß, und mir zeigte, daß ich am Abgrunde stehe. Ich kehrte zurück, zu meiner Mutter, der christlichen Religion. Ich klammerte mich fest an sie an, sie hob mich; ich fand an ihr meine Stütze, wahren Trost und feste Zuversicht. Sie führte mich, den verlorenen Sohn, wieder zum Vater. Der nahm mich liebevoll auf; er vergaß alles Geschehene und tut mir

seither und immer so viel Gutes, daß ich wohl in Ewigkeit nie werde aufhören können, seine Gnade und Barmherzigkeit zu preisen. Ihm sei Ehre und Dank!“

So weit die Autobiographie. Der Herausgeber in der „Appenz. Ztg.“ fährt dann folgendermaßen fort: „Derselben sind vier erläuternde Beilagen beigegeben. Sie beschlagen: 1) die Teilung des Kirchengutes der Gemeinde Thal 1807, die Tobler aus Auftrag der Gemeinde Luzenberg besorgte; 2) einen Brief über die Landsgemeinde im Jahr 1816 im „Wegweiser in die Eidgenossenschaft“; 3) eine Probe der Vatergüte Gottes; 4) eine harte Prüfung, die ihm von Gott zugeschiedt wurde.

Die Aufzeichnungen reichten bis zum 50. Geburtstag des Verfassers, an welchem er dieselben der im Jahr 1820 von ihm gestifteten Gesellschaft in Speicher vorlas. In dem seither verflossenen Zeitraum von 11 Jahren hat sich bis zu seinem Tode keine wichtige Veränderung mit ihm zugetragen. Er verblieb im Besitze seines Wohnhauses zu Erlen, in welchem er auf einige Zeit eine kleine Badeanstalt angebracht hatte*). Er betrieb fortwährend seinen Beruf, besorgte nebenbei die Buchhaltung der durch seine tätige Mitwirkung 1823 errichteten appenzellischen Brandversicherungsanstalt und beschäftigte sich auch mit musikalischen Kompositionen und literarischen Arbeiten. Zu ersteren gehören seine „Sammlung von Gesellschaftsliedern“, welche 1810 herauskam und 1828 eine vermehrte Auflage erlebte, und seine „zwölf vierstimmigen Lieder“, welche er voriges Jahr mit Vorteil herausgab, indem sie im hiesigen und in anderen Kantonen sehr gesucht wurden. Der Text zu diesen Liedern ist meistens fremdes Produkt. Von seinen eigentümlichen Volks- und Gelegenheitsgedichten fanden mehrere eine Aufnahme in die „Sammlung appenzellischer Lieder und Gedichte 1829“. Seinen allgemein beliebten Liedern verdankt

*) Siehe Gabriel Rüesch, Anleitung zu dem richtigen Gebrauche der Bade- und Trinkkuren, zweiter Teil, Seite 146.

man vorzüglich die Erhebung des Volksgefanges und die Verdrängung von Gassenhauern, welche gesellschaftliche Zirkel entehrten. Mehr als die neueren Kunstgesänge, die ein besonderes Stimmenverhältnis erfordern, waren sie dazu geeignet, in jedem Kreise Frohsinn zu verbreiten. Als literarische Arbeiten bezeichnen wir seinen „Heinrich von Fichtenhorst“, ein Phantasiegemälde aus seiner Jugendzeit; die „Regenten- und Landesgeschichte des Kantons Appenzell A. Rh. mit 30 Bildnissen, 1813“; eine „Panegyrik auf die Landammänner“, mehrere im appenzellischen Monatsblatte enthaltene Originalaufsätze, als: Berichte über die Privatbrandversicherungsanstalt im Kanton Appenzell A. Rh. in den Jahrgängen 1825, 1828, 1829 und 1830 (später wurden diese Berichte in die „Appenz. Ztg.“ aufgenommen); „zwei Tage aus dem öffentlichen Geschäftsleben eines Kanzleibeamten, oder unparteiische Beschreibung der politischen Vorfällen den 7., 8. und 9. Oktober 1814 in Sargans, S. 161, Jahrg. 1829; „zwei Kriminalfälle aus Appenzell V. R.“, S. 182, Jahrg. 1829 u. S. 3, Jahrg. 1831“; manche Artikel in der „Appenz. Ztg.“, namentlich die Verhandlungen des Großen Rates wegen der 1814er Verfassung; 1834, Beilage zu Nr. 51; über die Errichtung eines Weggeldes auf der Ruppenerstraße, 1837, S. 117; über die Verteilung des Gemeinwerks in Wolfshalden, S. 282; über die Regenten- und Landesgeschichte, S. 277. Auch finden sich über ihn manche zerstreute Notizen, 1834, S. 9, 288 und 326; 1836, S. 353 und 1837, S. 273 und 275.

Viele handschriftliche Aufsätze hinterließ er noch der Gesellschaftsbibliothek in Speicher. Die vorzüglichsten sind folgende: „Ueber den Geist und Zweck des Vereins“; „Reisen nach Zürich und Pfäfers, humoristische Gedichte im appenzellischen Dialekt“; „Eine Schüssel voll Müß' und Dürrbirren“; „Flüchtig hingeworfene Gedanken über Freiheit, Vaterland, Verfassung und Gesetze“; „Ueber Landsgemeinden“ (in Folge dieser letztern Vorträge gab er 1828 und 1829 wöchentlich Unterricht über

Verfassung und Geschichte, die Beiträge der Schüler kamen an einen Unterrichtsfond, dessen Zinse zu den periodischen Arbeitsschulen für Mädchen verwendet werden); „Töne aus dem Geisterreiche“. Sie beschlagen die dem Verfasser in einer gewissen Periode eigentümliche Vorempfindung bei zündenden Blitzschlägen und die bekannte Klopfgeschichte in Gais, die mystisch gedeutet wurde. Ein Bericht über den Vorstand vor Großem Rat 25. Jänner 1832, Namens 186 Gemeindegewohnern, behufs der Abänderung der Art. 5 und 15 des Verfassungs-Entwurfes. „Beiträge zur Geschichte des Kirchenbaues in Speicher“. Der Verfasser hatte zum Bau den Plan entworfen, und die darnach erbaute Kirche gefiel so wohl, daß sie auch in Altenau, Fahrwangen und Siengen (?) zum Muster genommen wurde. Als weitere Proben seines Kunstsinnes sind die von ihm veranlaßten Lithographien der Schlachtfeier auf Bögelinsegg 1825 und am Stoß 1826 zu betrachten.

Als Abschluß dieser Bemerkungen folgt ein Nekrolog, der offenbar von einem Bekannten unseres Landsfähnrich verfaßt ist, und deshalb um so größeres Interesse hat. Er lautet:

„Es liefern jene Angaben einen Beweis von der wissenschaftlichen Tätigkeit unseres verstorbenen Freundes, von welchem wir endlich noch folgendes Charakterbild zu entwerfen wagen: Er besaß ein lebhaftes, sanguinisches Temperament und demzufolge viel Hang zur Fröhlichkeit, gemüthlichem Leben und geselliger Freude. Er war, zumal in jüngeren Jahren, voll süßer Hoffnungen und reizenden Aussichten für die Zukunft. Von jeder schönen Idee lebhaft ergriffen, verfolgte er sie oft ohne die nötige Umsicht. Voll Begierde überall zu raten, zu helfen und zu wirken, vergaß er manchmal das Maß seiner Kräfte. Unerwartete Hindernisse benahmen ihm dann den Mut zu beharrlicher Ausdauer. Daher und wegen fehlerhafter Schulbildung mag es wohl kommen, daß seinen Arbeiten auf der Kanzlei, in dem Archive (das sich jetzt wieder in chaotischer Verwirrung befindet) und in der vaterländischen Geschichte Mangel

an Gründlichkeit vorgeworfen wird. An redlicher Absicht und gutem Willen fehlte es ihm nie dabei. Am beharrlichsten zeigte er sich im Fache der schönen Künste. Von seinem Jünglings- bis zu seinem Greisenalter leitete er immer die Vereine für Musik und Gesang. Wie ein Vater saß er im Kreise der munteren Jugend und unterhielt sie bei unschuldiger Freude über die gesetzliche Abendstunde. Lange Zeit war er an seinem Wohnorte die Seele der Unterhaltung. Durch gesellschaftliche Lieder und Spiele, lustige Erzählungen, Gelegenheitsgedichte, Satyren, gemüthliche Vorträge und Toaste, sinnreiche Inschriften und Verzierungen, selbst durch theatralische Vorstellungen (z. B. die travestirte Revisionskommission, das Wachsfiguren-Kabinet, der literarische Frauenverein, der Klausner vom Wildkirchlein) würzte er die Freuden des geselligen Lebens. Auch in anderen Gemeinden des Landes geschahen größere Festanordnungen selten ohne seine tätige Beihülfe. Natürlich wurde er dadurch, sowie durch seine Teilnahme an ästhetischen, philanthropischen und gemeinnützigen Vereinen, seine Privataudienzen, Vermittlungsgeschäfte u. dgl., von seinem Berufe vielfältig abgezogen und erlitt dadurch manche Einbuße. Für das Wohl der Menschheit war ihm aber auch kein Opfer zu schwer. Besonders glühte er auch von Liebe für das Vaterland und glaubte für dasselbe nie genug tun zu können. Er nahm warmen Anteil an dem Antrag, welcher am 17. März 1829 von Speicher aus an den Großen Rat gebracht wurde, wegen Abänderung einiger Artikel des Landbuches, sowie an der 1830 entstandenen Bewegung für eine totale Revision (s. Memorial an den Großen Rat, Monatsblatt 1830, S. 191); an einer am 7. Juli 1832 entworfenen Adresse an den appenzellischen Gesandten zur Beförderung einer neuen Bundesakte und der Adresse an die Tagsatzung vom Monat August 1836 (s. seine Rede an eine Versammlung, „Appenz. Ztg.“ 1836, S. 353), an der Protestation gegen die Beschlüsse der Landsgemeinde v. 3. März 1833 und der Wiederanbahnung der Revision des Landbuches im

Jahre 1834 (s. „App. Ztg.“ 1834, S. 9). Zwei Jahrgänge, 1832 und 1835, war er Mitglied der hiezu verordneten Kommission; Anfangs voll Lust und Eifer, später mißmutig über die nicht immer glücklichen Resultate und den mitunter herrschenden rücksichtslosen, absprechenden Ton, der ihn, welcher Widerspruch ohnehin nicht leicht ertrug, manchmal beleidigte. In religiösen Dingen war sein Glaube orthodox und geneigt, die Tröstungen desselben Andern mitzuteilen. Dabei hatte er das Glück, Manche, die wie Herkules am Scheidewege standen, auf den richtigen Pfad hinzuweisen. Er war ein treuer Ehegatte, ein nachsichtsvoller Vater, ein warmer Menschenfreund, ein redlicher Geschäftsmann, ein freisinniger Bürger und frommer Christ. In Bezug auf seine körperliche Beschaffenheit genoß er keiner dauerhaften Gesundheit. Als Folge von Erkältung und mangelhafter Diät und Lebensweise litt er vielfältig an Katarren, Anginen, Podagra und anderen arthritischen Zufällen, welche der ärztlichen Kunst und des alljährlichen Gebrauches von Bade- und Trinfkuren ungeachtet seinem Leben ein frühes Ziel setzten. Gegen Ende des vorigen Jahres wurde er nämlich von einem Brustleiden befallen, welches in Lungenschwindsucht überging, an welcher er trotz seines corpulenten Baues am 16. Februar d. J. starb. Das am 20. Februar stattgefundene, ungemein große Leichenbegängnis liefert den schönsten Beweis von der allgemeinen Anerkennung seiner Verdienste. Sein auf Nägeli's Totenfeier komponirtes Grablied*), das ihn beim Sängerkfest in Hundwil sehr ergriffen hatte, war sein Schwanengesang, der, wie er es vermutet hatte, auch an seinem Grabe feierlich gesungen und mit Rührung vernommen wurde. . . .“

*) Siehe: „Drei Gesänge zum Andenken an Hans Georg Nägeli von Zürich, dessen irdische Hülle am letzten Tage des Jahres 1836 im Glanze der Abendsonne und in Begleitung von Tausenden, die seinem Sarge folgten, in die stille Erde gesenkt wurde“. Auf Separatblättern gedruckt; ferner im Tobler-Album Nr. 52: „Wo, Brüder, ist der Freund“; Nr. 53: „Sterben ist des Menschen Loos“; Nr. 54: „Laßt die Trauerharfe“.

Es bleibt mir nun nur noch übrig, zur Vervollständigung des Bildes eines unserer hervorragenden Männer denselben nach seiner Hauptbeanlagung und nachwirkenden Tätigkeit, nämlich als Liederkomponist, zu würdigen.

Das darf gesagt werden, daß Tobler ein geborener Musiker war, der aber durch die Ungunst der Verhältnisse und durch den Mangel jeglicher unumgänglich notwendigen musikalischen Schulung nicht dasjenige werden konnte, wozu seine Talente ihn bestimmt hätten. Er war Autodidakt; was er konnte, hat er durch eigenes Studium und eisernen Fleiß neben seinem Berufe, seinen Aemtern und gemeinnützigen Arbeiten sich angeeignet. Vor Allem aber besaß er dasjenige, was einer mit dem besten Willen nicht lernen kann, nämlich die Erfindungsgabe schöner, edler Melodien. Dem hochbegabten Melodiker aber machte die richtige Bearbeitung des von der Phantasie Gebotenen unüberwindliche Schwierigkeiten und ganz gewiß auch viele und drückende Sorgen. Denn vom Standpunkte des Fachmannes ließe sich gar oft ein Fragezeichen machen. Aber trotz dieses bedauerlichen, unvermeideten Mangels gehört er zu denjenigen, deren Namen mit den Gründern des schweizerischen Volksliedes aufs engste verbunden bleiben, und wenn man von einem Hans Georg Nägeli spricht, so wird man auch anerkennend der Leistungen des appenzellischen Modelstechers und Landsführers gedenken.

Das schönste Bild aber seines gesunden Humors, der ihn bis zum Grabe nicht verließ, gibt uns eine Stelle aus dem Protokolle der Sonnengesellschaft in Speicher über die am St. Niklausfeste 1837, acht Wochen vor Toblers Tode, abgehaltene Kläuslerfeier. Dort heißt es: „Bald nach genossener Einleitung zur Mahlzeit — der Suppe — regalirte Herr Landsführer Tobler die Gesellschaft mit einer Biographie und Charakteristik ihrer Führer. Ein Toast auf das Wohl und die fernere Tätigkeit der Führer beschloß dann diesen Vortrag. Zur Abwechslung wurden dann auch einige Lieder gesungen,

als Herr Landsfährnich Tobler in der Kleidung eines Waldbruders mit einigen innerrhodischen Schülern in den Saal trat und an einem Tische sich Platz verschaffte. Er begrüßte die ganze Gesellschaft, belobte besonders die Schönheit und Traulichkeit der anwesenden Frauen in passenden Reimen. Die gut eingeübten Böglinge des Bruders erfreuten die Gesellschaft sowohl mit ihren ländlichen Melodien und Kuhreigen, als mit einigen naïv-witzigen Antworten und Einfällen. Ein Toast für das Wohl und Gedeihen der Gesellschaft beschloß ihren Cours und sie verabschiedeten sich jauchzend. Herr Landsfährnich Tobler unterbrach sodann das Mahl mit Vorlesung eines ebenfalls von ihm in Reimen gefaßten Gespräches zweier Hauptleute im Kurzenberg. Diesem ließ er dann zum Schlusse noch eine in sechs Kapitel getheilte schriftliche Lobrede der Frauen folgen, worin er derselben Mühe und Aufopferung für das Wohl und die Bequemlichkeit des teuren Ehegatten überschwänglich erhob und in einem schönen Toast zu Ehren der Frauen singend endigen ließ."

Dies Frauenlob sollte sein Schwanengesang sein; denn schon das Protokoll vom 18. Hornung 1838 beklagt seinen Hinschied mit den Worten: „Mit ihm verliert der Sonnen-Berein einen der unterhaltendsten und angenehmsten Gesellschafter; der Verein verdankt ihm hauptsächlich sein Dasein und seinen erfreulichen Anwuchs. Er war es auch, der in ernstern Augenblicken für das Wohl des Landes und der Gemeinde seinen wohlgeprüften Rat und allem gemeinnützigen, edlen Streben sein einflußreiches Wort erteilte und nicht minder war man es gewohnt, ihn wieder zu suchen, wenn der Anlaß es erforderte, Fröhlichkeit und joviale Unterhaltung in die Gesellschaft zu bringen. Wo Musik und ehrbarer Gesang ertönte, da lebte er in seinem Elemente, und wo der Witz und die muntere Laune regierte, da freute man sich gewiß seines Erscheinens. Sein freundliches Entgegenkommen entsprach Jedem, und Jedem war sein aufrichtiges Herz zugänglich. Als sehr

brauchbarer Bürger war er ebenfalls geachtet und gesucht; dafür zeugen seine verschiedenen Stellungen als Landschreiber, Landsfährich, als Revisionsrat; als Komponist vieler schöner, gemüthlicher und begeisternder Lieder betrauert die ganze deutsche Schweiz ihren Dichter. Als einen der Stifter des appenzellischen Sängervereins beehrte ihn derselbe mit der Vizepräsidenten-Stelle. Sein ungemein zahlreiches Leichengeleite von Nah und Fern zeugte von dankbarer Anerkennung seiner Verdienste um seine Mitbürger. Er wurde den 20. dieß in seinem 61. Altersjahre beerdigt.

Strenge Moralität und ächten Christenglauben zeigte und beförderte er während seines ganzen Lebens. Friede und Ruhe seiner Nische!"

II. Der Landsgemeindegesang.

Nach der Festschrift auf das fünfzigjährige Jubiläum des appenzellischen Sängervereins in Trogen 1874 wurde unser Landsgemeindegesang durch unseren energischen Sängervater Pfarrer Samuel Weishaupt von Gais (1794—1874), damals Pfarrer in Wald, eingeführt.

Am 8. April 1824 fand in Wald die erste Gesangsprobe des am 29. Januar gleichen Jahres gegründeten appenzellischen Sängervereins statt und „an der Landsgemeinde in Trogen sangen 179 Mitglieder des Vereines vor dem Landsgemeindestuhl ihren gemeinsamen Choral.“

Nach den Berichten der appenzellischen Monatsblätter und der Appenzeller Zeitung zogen die Appenzeller in den Jahren 1825—1834 wohl etwa mit Gesang und Fauchzen gemeindeweise zur Landsgemeinde, aber von einem regelmäßig weiter gepflegten offiziellen Landsgemeindegesang vor dem Stuhle wird in diesem Zeitraume nichts erwähnt. Erst mit dem Jahre 1835 wird er wieder ins Leben gerufen und zwar durch Weishaupt,